

Johann August Sutter : der König von Neu-Helvetien

Autor(en): **Zollinger, James Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 35

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

VON JAMES PETER ZOLLINGER

Verschiedene Dichter, darunter auch unser Schweizer Dramatiker Cäsar von Arx, erkannten vor Jahren schon den faszinierenden Reiz im abenteuerlichen Aufstieg und Wirken des Schweizers Johann August Sutter, der drüben im amerikanischen, damals — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — wirklich noch «wildem» Westen zu Macht und zu Ansehen gelangte. Die Dichter bemächtigten sich des verlockenden Stoffes noch ehe eine wissenschaftlich sicher untermauerte Lebensgeschichte ihres Helden vorlag. Nun hat endlich das Leben dieses seltsamsten unter allen seltsamen Schweizern den richtigen Aufzeichner und Darsteller gefunden, der gewissenhaft allen vorhandenen Quellen nachspürte und die Ergebnisse seiner Nachforschungen zur ersten in jeder Hinsicht zuverlässigen Sutter-Biographie zusammenfügte. Dr. J. P. Zollinger unterzog sich mit Scharfsinn, Ausdauer und gestalterischem Geschick der mühseligen, in ihren Resultaten jedoch ungemein lohnenden Arbeit, die wir zu unserer großen Freude dank dem Entgegenkommen des «Schweizer Spiegel Verlages» in dieser und den nächstfolgenden Nummern der ZI in gekürzter Form unsern Lesern vorlegen können.

Copyright 1938 by Guggenbühl & Huber
Schweizer Spiegel Verlag, Zürich
Übersetzt von Anna R. Zollinger-Escher

Es sind in den letzten Jahren so viele Kolportage-Porträts dieses menschlichen Phänomens auf dem Sensationsmarkt herumgeboten worden, daß heute wenigstens der Name Sutters keiner Einführung mehr bedarf. Freilich, hinter all diesen phantastischen, wenn schon meist phantasiearmen Darstellungen, ist der tatsächliche Lebenslauf dieses seltsamen Mannes immer verborgen geblieben. Zwar war es längst bekannt, daß in kalifornischen Bibliotheken ein umfangreiches Handschriftenmaterial lag. Benutzt aber wurden diese Dokumente im Dienste der Sutterforschung nur obenhin, meist nur von ausgesprochenen Gegnern oder Anbetern Sutters, und zu keinem andern Zweck als dem, sein Bild entweder in das eines Märtyrers mit Heiligenschein oder eines vollkommenen Schurken zu verzerren. Was amerikanischerseits bisher von einer eingehenden Befassung mit Sutter abschreckte, war das völlige, undurchdringbare Dunkel, welches seine europäischen Jahre verhüllte. Dank den Nachforschungen Rudolf Biglers und durch des Verfassers eigene Bemühungen sind indessen die wichtigsten Tatsachen, Sutters Leben in der Schweiz betreffend, ans Licht gekommen, und damit war nicht nur ein fester Ausgangspunkt geschaffen, sondern vor allem auch ein Maßstab, nach dem er selbst und die Fabeln, die er über seinen Ursprung verbreitete, gemessen werden konnten. Die Vermutung, die den eigentlichen Anstoß zu dieser Untersuchung gab, hat sich vollauf bestätigt: daß nämlich hinter dem schablonenhaften Kinohelden, als den man bisher Sutter ausschließlich gekannt hat, ein kraftstrotzender, fesselnder Keil, wie er den Stürmern und Drängern nicht hätte erwünschter sein können, verborgen lag. Ein völlig neuer, bisher kaum geahnter Sutter erstreckt somit vor unsern Augen, eine bemerkende Doppelnatur mit einem Uebermaß von glänzenden Gaben und bedauerlichen Schwächen, ein Mann von einer naiven, sprudelnden, bisweilen donquijotischen Psyche, ein Tatmensch und ein Fabulierer, an dem der vielfach gezückte Pfeil «Lügner» abprallen muß wie an einem Kind, das sich in seinen Phantasien gehen läßt. Selbstverständlich verbot das Bestreben nach Sachlichkeit und Wahrheitstreue, irgend etwas auszuretouchieren, was als echt verbürgt ist. Die nackten Tatsachen von Sutters Leben scheinen eine Fabel zu enthalten, welche viel ungewöhnlicher, phantastischer, erschütternder ist als alles, was schriftstellerische Spekulation sich bis dahin aus dem Daumen gelutscht oder was der Partezank kalifornischer Lokalhistoriker zutage gefördert hat.

ERSTER TEIL:

Ein Herr von Gottesgnaden

1. Kindheit und Jugend

Johann August Sutter entsprang einer langen Reihe von Bandweber- und Bauerngeschlechtern der nordwestlichen Schweiz. Verbürgert waren sie zu Rünenberg, in dem herrlichen Hügelland des Basler Juras, wo sie bis 1574 zurückverfolgt worden sind.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts siedelte sein Großvater nach der Stadt Basel über, lernte dort das Gewerbe eines «Papiersers» und heiratete. Da er offenbar ein intelligenter und zuverlässiger Arbeiter war, versetzten ihn seine Brotherren, die alte Papierfamilie der Häußler, nach dem Städtchen Kändern, wenige Meilen nördlich in der damaligen Markgrafschaft Baden gelegen. Dort wurde er Aufseher und Vorarbeiter der Häußlerschen Papierfabrik.

Sein Sohn, Johann Jakob Sutter der Jüngere, 1776 in Basel geboren, folgte in des Vaters Fußstapfen und erbeete später die Meisterstellung in jenem Vorposten schweizerischer Industrie. Im August 1801 heiratete er die Christine Wilhelmine Stober, Tochter des Pfarrers Johann Adolf Stober von Grenzach, und diesem Bunde entsprang am 15. Februar 1803 Johann August Sutter. Er erblickte das Licht der Welt, da sein Vater schon damals die Aufseherstelle inne hatte, in der Mühle selbst, also fast buchstäblich auf schweizerischem Grund und Boden. Selbst raubende und plündernde Schweden des Dreißigjährigen Krieges hatten bisweilen diesen neutralen Besitz respektiert. Es dauerte mehr als fünf Jahre, bis am 27. November 1808 dem Sutterschen Ehepaare das zweite und letzte Kind geschenkt wurde.

Da August bis tief in sein sechstes Lebensjahr hinein das einzige Kind seiner Eltern blieb, war er ohne Zweifel seiner Mutter verhältnismäßig und ungezogener kleiner Liebling. Die Charaktereigentümlichkeiten eines verwöhnten, einzigen Kindes waren für sein ganzes Leben bestimmend. Die Vermutung dürfte auch erlaubt sein, daß der Knabe von seiner Mutter, der Pfarrerstochter, manche der ungewöhnlichen Züge erbeete, die ihn aus der Reihe seiner bäuerlichen Vorfahren eigentlich heraus hoben: nämlich Schönheit und Charme, die Gabe, mit Menschen umzugehen und Freundschaften zu schlie-

Ben, Vielseitigkeit und Unterhaltungstalent, und die Liebe zu den Büchern, die ihm bis ans Ende seiner Tage blieb.

Ein undurchdringliches Dunkel umhüllt die persönlichen Verhältnisse, unter denen Sutter aufwuchs. Wohl aber war das Leben und Treiben im allgemeinen, wie es der junge August beobachtete und mit gierigen Sinnen einsog, so farbig, als es ein Junge sich nur wünschen konnte. Seine entscheidenden Kindheitsjahre fielen in die napoleonische Glanzzeit. Da Kändern nur wenige Kilometer von der einzigen Brücke am Oberrhein, die von Armeen leicht überschritten werden konnte, entfernt lag, so fehlte es dort selten an Uniformen. Ende 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, wurde Basel dank seiner Brücke der Konzentrationspunkt der größten der verbündeten Armeen Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands, das Hauptquartier der Kampagne gegen Napoleon, auf das hin sich wochenlang ein ununterbrochener Strom von Truppen über alle Straßen Badens ergoß.

Der Anblick dieser Armeen und Offiziere in glänzenden Uniformen mußte bei dem jungen Sutter Oel ins Feuer des Ehrgeizes schütten. Sie entfachten zu heller Lohe seine Hoffnung, einst selbst eine wichtige Soldatenrolle zu spielen. Der Wunsch, eine militärische Größe zu sein, machte den Inhalt seines halben Lebens aus und gebar jene zügellose Sucht, Münchenhausen nachzefern, mit ungläublichen Geschichten aus einer fiktiven Militärkarriere zu imponieren:

In einer an den Amerikanischen Kongreß gerichteten Petition vom Jahre 1866 behauptete dieser Sohn eines Fabrikvorarbeiters, er stamme «aus einer geachteten Familie, die sich materieller Unabhängigkeit erfreute», und er habe eine gute «literarische und militärische Erziehung genossen». Nie konnte er den Fabeln widerstehen, die ihm beständig auf der Zunge lagen. In seinen Lebenserinnerungen bemerkt er, er sei 1819 nach der Schweiz gekommen und habe in Neuenburg die Schule besucht; dann — «verassozierte ich mich mit Weber, dem jetzigen Verleger der Leipziger Illustrierten Zeitung. Später wurde ich Offiziersaspirant in Bern und diente in der Armee, bis ich 1834 nach Amerika ging. Ich war Offizier in der Schweizerischen Armee zur selben Zeit, als Napoleon (III.) als Flüchtling in der Schweiz lebte und dort Artilleriehauptmann war.» Ja, sogar wenige Tage vor seinem Tode traktierte er ein paar Zuhörer, die sich bei einer Abendgesellschaft in



Johann August Sutter im Jahre 1866. Gemälde von Frank Buchser. (Städtisches Museum Solothurn). Sutter war damals 63jährig. Die Unterschrift jedoch stammt vom 73jährigen; sie findet sich auf dem letzten Blatt der Memoiren, die

Sutter dem amerikanischen Biographiensammler H. H. Bancroft im Jahre 1876 in die Feder diktierte und zeigt neben unverkennbaren Alterszügen das ungebrochene Selbstbewußtsein des von bitteren Enttäuschungen heimgesuchten Mannes.

Washington um ihn gesammelt hatten, mit der Geschichte, er habe die Militärschule zu Thun besucht und sei der Studiengenosse Louis Napoleons, des nachmaligen französischen Kaisers gewesen!

Wie verlief in Wirklichkeit die Jugend dieses anmaßlichen Freundes von Louis Napoleon? Der Ueberlieferung nach war er ein hochintelligenter und bezaubernder Junge, den der Vater für viel zu talentvoll hielt, um Arbeiter oder auch Vorarbeiter in der Papiermühle zu werden. August wurde daher, nachdem seine Schulbildung in Kändern abgeschlossen war, 1819 nach der Schweiz gebracht. Seinen eigenen Angaben zufolge genoß er die Wohltat eines Jahres in einer Privatschule in Neuchâtel oder St. Blaise. Dann kam er nach Basel, wo er in der Thurneysenschen Druckerei und Verlagsbuchhandlung, welche eben die Känderer Papiermühle käuflich erworben hatte, eine kaufmännische Lehrzeit

absolvieren sollte. Basel war wohl der denkbar ungünstigste Boden für einen jungen so ruhelosen und eigenwilligen Geist.

Bedenkt man ferner den frömmelnden Geist der Stadt, der wohl auch im Haus Thurneysen herrschte, so fällt es nicht schwer, den Jüngling in recht unbequemer Zwangsjacke zu sehen. Seine Fähigkeit, sich zu ducken, war immer gleich Null; sein eigenwilliger Kopf wimmelte von unklaren, weitschweifenden Plänen. Das Ritual des Kontors bot seinem lechzenden Sinn wenig Trost, und seinem Herzen blieb die sakrosankte Feierlichkeit der doppelten Buchhaltung ein Geheimnis mit sieben Siegeln.

Was Wunder, daß er am Ende der Lehrzeit, 1823, von der Firma entlassen wurde, während sein Freund und Mitlehrling Johann Jakob Weber als Angestellter dort blieb und später einer der führenden Verleger

Europas wurde? Neben Napoleon III. ist Weber der einzige Europäer, dessen Name in den wenigen Zeilen erscheint, mit denen der alte Sutter in seinen Memoiren die voramerikanische Phase seines Lebens erledigt. Wobei er allerdings das Kunststück fertig bringt, sich aus Webers Mitlehrling in einen Associé des berühmten Verlegers zu verwandeln!

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Sutter nach seiner «Verassoziierung» mit Weber nicht in die Militärakademie zu Bern eintrat (denn eine solche gab es nicht), auch daß er nicht als Hauptmann in der Schweizerischen Armee diente (denn eine Schweizerische Armee existierte nicht, es gab nur die Miliztruppen der einzelnen Kantone). Zudem war der Offiziersdienst damals wie heute ein Vorrecht der oberen Klassen, und zu dieser privilegierten Schicht gehörte Sutter, der Arbeitersohn aus entrechtetem Untertanenland, entschieden nicht.

2. Tragische Overtüre

Ins Album seines Freundes Weber schrieb J. Aug. Soutter (so französisierte er damals seinen Namen) am 26. März 1823 die rührenden und pathetischen prophetischen Abschiedsworte: «Hoffe in Niemanden einen Freund zu finden, als wer einen in Dir gefunden hat. Alle wollen dies Gut besitzen; wenige wollen es bezahlen, und dies macht eben, daß Freunde auf Erden solche Wunder sind.» Er fügt das Motto bei: «*Aime, bois et chante.*»

Dann stieg August Sutter von den ehrwürdigen Regionen der Bücherwelt hinunter ins Leben eines Kommiss in einer Tuchhandlung des Städtchens Aarburg. Dieser Wechsel war nicht ohne tiefere Bedeutung, liegt doch der Verdacht nahe, daß ihm die tägliche Beschäftigung mit Fragen der Tenue den besten Ersatz bot für die verbotene militärische Laufbahn. Es war ihm dabei, ob schon er immer ein Bücherfreund blieb, gewiß wohlher als bei lauter Büchern.

Dort lernte Sutter seine künftige Frau, Anna oder Annette Dübel kennen, der er bald nach ihrer Heimat Burgdorf im Bernbiet nachfolgte.

Wäre Annette nicht gewesen, so hätte Sutters Name vielleicht nie die Welt erfüllt. Im Sommer 1826 suchte Sutter beim Gemeinderat von Rütenberg um die Erlaubnis nach, heiraten zu dürfen. Ein Schweizer war damals nicht eigentlich Schweizerbürger, sondern nur Bürger seiner Heimatgemeinde. Die wohlwollende Tyrannei patriarchalischer Aufsicht erstreckte sich aber auch auf die Söhne, die sich über den Kirchsprenkel hinaus verirrt hatten. Ja, die Ausübung einer Art Ehezensur schien bei den Auswärtigen besonders angeraten; denn wenn einer unter ihnen sich und die Seinen nicht erhalten konnte, so wurde er mit Kind und Kegel abgeschoben und fiel dann seiner Heimatgemeinde zur Last.

Sutters Gesuch in dieser Angelegenheit war daher wohlweislich von Empfehlungsschreiben des Pfarrers Samuel Jäggi und des Advokaten Dr. Carl Schnell von Burgdorf begleitet. Der Geistliche versicherte die Dorfältesten von Rütenberg, daß Sutters Braut unbescholten und von guter Familie sei, daß sie die Segnungen der christlichen Taufe empfangen und von früherster Kindheit an die Wohltat einer sorgfältigen Erziehung genossen habe. Der Rechtsanwalt Schnell seinerseits bescheinigte, daß Annettes Mutter, die Witwe des Samuel Dübel, ein schuldenfreies Vermögen von mindestens zwanzigtausend Schweizerfranken besitze und die einträgliche Bäckerei und Wirtschafft ihres verstorbenen Mannes weiterführe. — Ihr Haus, eines der schönsten und größten, bildete die prominenteste Ecke des Stadtplatzes.

Auf Grund dieser Versicherungen beschloß und erklärte der Gemeinderat von Rütenberg, «daß gegen die Verheiratung des Johann August Sutter, in Burgdorf als Handelskommiss in Condition, Bürger von Rütenberg, mit Annette Dübel von Burgdorf kein Hindernis vorliege». Einen Monat später, am 24. Oktober, fand in Burgdorf die Trauung statt. Es war leider eine Notheirat, die der Geburt eines Sohnes, auch Johann August geheiß, um einen einzigen Tag zuvorkam!

Sutter war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, innerhalb vierundzwanzig Stunden Ehemann und Vater geworden, und Kommiss oder Ladendener in der Spezereihandlung des Salz factors Aeschlimann in der Schmiedengasse. Wie unreif er noch war, läßt sich daraus ersehen, daß dort bis auf den heutigen Tag sein Name erhalten geblieben ist, wie er ihn nach kindischer Art in eine von Rebenlaub umrankte Scheibe des Lagerraumes einritzte. Vielleicht tat er das in einem Augenblick der Verzweiflung, da er eines sichtbaren Symbols bedurfte, um daran seine Hoffnungen zu befestigen. Denn seine Lage war keineswegs beneidenswert. Schon die Umstände, unter

denen er seine Ehe einging, beweisen, wie sehr er sich dagegen sträubte. Zwar war die Witwe Dübel, seine Schwiegermutter, eine wohlhabende Frau; er selbst aber hatte nur geringe Aussichten, sich bald besser zu stellen. Er war hier ja nur ein Hintersäbe ohne irgendwelche Rechte, nur geduldet, und seine besondere Methode, sich einer guten Burgdorfer Familie zu verschwären, kann auf die gestrengen Stadtväter zuerst keinen besonders günstigen Eindruck gemacht haben.

Immerhin erwirkten Frau Dübels Mittel, ihre einflußreichen Verbindungen, und vielleicht auch der Reiz von Sutters eigener Persönlichkeit ihm zwei Jahre nach seiner Heirat die behördliche Erlaubnis, selbst ein Geschäft zu gründen. (Alle guten Berufe und Gewerbe waren sonst Vorrecht der «Bürger».) Am 26. August 1828 kaufte er sich an der Schmiedengasse ein Haus, in dessen oberem Stockwerk er mit seiner wachsenden Familie wohnte, während er im Erdgeschoß eine Tuch- und Kurzwarenhandlung eröffnete.

Aber die Firma Johann August Sutter & Cie. gedieh nicht. Anfangs war ein gewisser Benedikt Seelhofer Mitinhaber des Geschäfts, ein unzuverlässiger, schwind-süchtiger junger Mann, mit dem Sutter, dank besonderer Bewilligung der gnädig herablassenden Stadtväter, während drei Jahren dem Handel oblag. Bis nämlich der Widerhall der Pariser Juli-Revolution in der Schweiz zu verschiedenen kleinen Umwälzungen führte, in deren Folge dann das alte Regiment begraben wurde. Die allgemeine Handels- und Gewerbefreiheit wurde verkündet, und alsbald ergriff eine Spekulationswut das Land, ein Ringen nach Ellbogenfreiheit, eine himmelstürmende Hausse, die mit manchem erschütternden Zusammenbruch bezahlt werden mußte.

All das trug zu Sutters Unglück bei. Jahrelang hatte er die mühsame Plackerei untergeordneter Stellungen ertragen. Er hatte das Schicksal derer geteilt, die keine bürgerlichen Rechte besaßen; er war, wo er von Kind auf gewohnt hatte, immer nur geduldet gewesen und fand sich nun plötzlich mit den ehemals Bevorzugten gleichgestellt. Seinem leichten Temperament nach war er gerade dazu geschaffen, sich von solch aufbrausenden Strömungen tragen und begünstigen zu lassen. Dabei war sein visionäres Planeschmieden seinem Durchführungsvermögen stets weit voraus. Er war überaus großzügig, freigebig; er traute sich selber und seinen Mitmenschen zu viel; er lebte extravagant, weit über seine Mittel. Seiner sinnlichen Natur kam es mehr darauf an, das Leben zu genießen, als am Ende eines Monats im Hauptbuch eine befriedigende Bilanz zu ziehen.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Im Mai 1832 sah sich die kleine Firma gezwungen, mit ihren Gläubigern ein Schuldenabkommen zu treffen, und diese mußten sich mit fünfundzwanzig vom Hundert zufrieden geben. Seelhofer benutzte bald Sutters Abwesenheit auf einer Geschäftsreise, um mit wenigstens dem halben Warenlager sich aus dem Staub zu machen. Kurz darauf starb er, seinem Teilhaber nichts als das Erbe der gemeinsamen Schulden hinterlassend. Sutter mußte sein Haus seiner Schwiegermutter verkaufen, bewohnte es jedoch fernerhin als ihr Mieter. Aber so angestrengt er auch arbeitete, er sank immer tiefer in den Morast der Schulden. Seine Geschäftskorrespondenz erstreckte sich über die gesamte Schweiz und darüber hinaus bis Nürnberg und Lyon. Er suchte weit und breit Dörfer und Weiler ab, um Aufträge auf Tuch, Garn und Putz, den die jahrhundertalte Mode den Dorfschönen vorschrieb, zu erhalten, — nur um zu erfahren, daß es noch unüberwindlichere Hindernisse gab, als alle Handelsschranken der alten Ordnung.

Indessen mußte Sutter mit seiner Familie doch leben, und das hieß nach seinen Begriffen, auf großem Fuße leben. Soviel schuldete er sich selbst, und auch das Ansehen der Familie seiner Frau verlangte es. Seine Gläubiger klagten, daß er, statt seine Schulden zu bezahlen,

sich eine Menge feine Kleider anschaffte. Und sogar Bücher! Daß er bei einer Gelegenheit fünfundzwanzig Pfund für sämtliche Werke Walter Scotts bezahlte, denn er war ein großer Freund von Reise- und Romanliteratur.

Und er war nun inzwischen Vater von fünf Kindern geworden.

Die Lage wurde noch dadurch verschlimmert, daß Sutters Verhältnis zur Familie seiner Frau stets gespannter wurde. Er hatte seinen einzigen Bruder, Jakob Friedrich, nach Burgdorf kommen lassen, und dieser hatte im März 1831 eine Schwester Annettes, Marie Sophie Dübel, geheiratet. Aber dieser Bund ging rasch in die Brüche. Jakob Friedrich Sutter, Schriftsetzer von Beruf, erwies sich als vollkommener Taugenichts, von dem sich seine Frau nach zwei Jahren kinderloser Ehe scheiden ließ. Darauf begab sich der junge Lump nach Genf. Von dort wurde er schließlich eine körperliche und geistige Ruine, in seine Heimat Rütenberg abgeschoben und fiel der Gemeinde bis zu seinem Tod im Jahre 1844 zur Last.

Diese Kalamität mußte ihren Schatten auch auf Augusts Häuslichkeit werfen. Seine eigene, unter Zwang geschlossene Ehe, war nicht allzu glücklich. Annette war herrschsüchtiger Natur. Heinrich Lienhard, der sie 1849 nach Kalifornien brachte, schildert sie als herb, grob, beschränkt, ziemlich hübsch, erfüllt von dem lächerlichen Hochmut der kleinstädtischen Elite, beutelstolz und knauserig. Sie mochte es wohl nie verwinden, daß sie einen armen Schlucker von auswärtig hatte heiraten müssen und so Schande mancher Art über ihre Familie brachte.

Nicht genug damit. Sutter selbst, wie Vorkommnisse späterer Zeiten mit erschütternder Klarheit beweisen, konnte seinen Groll, seinen tieferinnerlichen Aberwiesen gegen diese Ehe, zu der ihn die drohende Geburt eines Kindes verurteilt hatte, nie abschütteln. Ja, wie sich nach Jahren zeigen sollte, barg er in sich, ihm selber kaum bewußt, einen tiefen, elementaren Haß gegen dieses fatale Kind. Und in diesem Haß lag vielleicht der ur-eigentliche Keim seiner Alterstragödie...

So waren denn die Verhältnisse verhängnisvoller als Konflikte geladen. Während der sechs Jahre des Bestehens der Firma hatte Sutter eine ungläubliche Schuldenlast aufgetürmt, und seine finanzielle Sicherheit hing wahrscheinlich immer noch von dem Kredit ab, den man ihm auf Grund des Vermögens seiner Schwiegermutter gewährte. Diese aber schien ihm nun ihre Gunst entzogen zu haben. Es brauchte weiter nichts, als daß der Zusammenbruch der Ehe seines Bruders den Funken lieferte, um seine eigenen Affären zur Explosion zu bringen. Tatsächlich löste Frau Dübel im Frühjahr 1834, also bald nach jener Ehescheidung, die finanziellen Beziehungen zu ihrem Schwiegersohn, indem sie das Haus verkaufte, das er bewohnte und für das er mit seiner Miete immer im Rückstand war.

Ohne den Rückhalt ihrer Finanzen war er verloren. Es gab jetzt für ihn nur noch zwei Möglichkeiten: Entweder bekannte er sich zu seinem völligen Bankrott und ließ sich im Schuldengefängnis auch körperlich und geistig zu grunderichten. Oder aber er entzog sich aller Schmach und Qual durch die Flucht. Er wählte das Letztere. Begreiflicherweise. Er raffte daher zusammen, was er insgeheim an Barmitteln noch auftreiben konnte, verschaffte sich am 13. Mai 1834 einen Paß, und dann, Weib und Kinder und einen Berg von Schulden hinter sich lassend, verschwand er. Seine Frau setzte offenbar seiner Flucht kein Hindernis entgegen, sondern verhalf ihm noch dazu. Zwei Wochen nach seiner Abreise teilte er ihr von Le Havre aus mit, daß er nicht im Sinne habe, je wieder zurückzukehren. Auf diese Nachricht hin wurde sofort das Konkursverfahren gegen den «Ausgetretenen» eingeleitet und auf das Begehren eines der Hauptgläubiger, der Sparkasse Sumiswald,

EINE WETTE, BEI WELCHER DER VERLIERER GEWANN . . .

ALSO NOCHMAL: DU BEHAUPTEST, DASS DIE PALMOLIVE-RASUR MEINE HAUT NICHT IM GERINGSTEN ANGREIFT! NUN, WIR WERDEN JA GLEICH SEHEN, OB DU RECHT HAST!

EIGENTLICH MÖSSTE ICH JA WÜNSCHEN, DASS DU RECHT BEHIELTEST! ICH HÄTTE MEHR VORTEIL DAVON...

ERSTAUNLICH! DIE WETTE HABE ICH ZWAR VERLOREN, DAFÜR ABER AN ERFAHRUNG VIEL MEHR GEWONNEN!

UND WENN DEINE HAUT NOCH EMPFINDLICHER WÄRE, WÜRDE ICH DIE WETTE AUCH GEWINNEN!

MERKST DU SCHON, WIE LEICHT, ANGENEHM UND HAUTSCHONEND DIE KLINGE DEN BART ABNIMMT!

DAS HÄTTEST DU BILLIGER HABEN KONNEN. JEDER PALMOLIVE-RASIERER KÖNNTE DIR DASSELBE WIE ICH BESTÄTIGEN!

MIT PALMOLIVE-RASIERCREME EINGESEIFT — IST SCHON HALB RASIERT!

Dies sind die hervorragenden Eigenschaften der mit Olivenöl hergestellten Palmolive-Rasiercreme. Sofortige Erweichung auch des härtesten Bartes, leichtes und rasches Rasieren, kein Brennen und Spannen der Haut während und nach der Rasur. Und für sparsame Rasierer: Eine Palmolive-Rasur kostet kaum einen Rappen, weil Sie sich mit einer einzigen Tube mehr als 100mal rasieren können.



steller der Polizeidirektor von Bern, viel zu spät freilich, einen Steckbrief auf Sutter aus.

Ein halbes Jahr später starb Frau Dübeld und hinterließ, was man damals ein ansehnliches Vermögen nannte, 25241 Franken. Sutters Schulden aber beliefen sich auf mehr als das Doppelte dieses Betrages, nämlich 51183 Franken. «Von den vielen Kleidern und Büchern», die er besaß, heißt es in den Konkursakten, «sind bei der Inventur keine vorgefunden worden». Von diesen konnte er sich offenbar nicht trennen. Seine stattliche Garderobe wenigstens wird uns tatsächlich wieder begegnen!

Frau Annette Sutter zog mit ihren fünf kleinen Kindern in ein Asyl der Schande, ein «Stöckli» (Großelternwohnung) in einem Bauernhaus eine Meile außerhalb der Stadtmauern. Ihr Anteil an dem Dübeldschen Erbe wurde als Pfand gegen ihres Mannes Schulden mit Beschlagnahme belegt, und so blieb sie auf die Barmherzigkeit ihrer Schwestern angewiesen und auf die spärlichen Einkünfte, die sie sich selbst verschaffen konnte.

In solch kümmerlichen Verhältnissen lebte sie wohl sechs bis zehn Jahre.

Ganz anders aber ihr eleganter flüchtiger Gatte — —!

3. Ein Grünhorn in Missouri

Sutter landete im Juli 1834 in Newyork.

Das Land, in das er nun kam, war nicht mehr die primitive Bauernrepublik des Unabhängigkeitskrieges. Die alte Ordnung lag im Sterben und eine neue Zivilisation stieg auf. «König Baumwolle» tyrannisierte das Land. Die jüngst erfundenen, billig arbeitenden mechanischen Webstühle hatten auf der ganzen Welt eine ungeheure Nachfrage nach Baumwolle hervorgerufen. Nirgends konnte diese so gut angebaut werden, als im Süden der Vereinigten Staaten.

Verarbeitet wurde die Baumwolle im Norden. Fabrikstädte mit ihren Wäldern von rauchenden Schloten und immerwährenden schwarzen Wolkendecken sprangen wie Pilze aus dem Boden. Von den Spinnerinnen und Webereien griff die Mechanisierung auf alle andern Gewerbe über. Eine ganz neue Welt von Schornsteinen, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Eisenwerken und Kohlengruben wurde geboren, — und dehnte sich ebenfalls nach Westen aus. Zwei rechtlich organisierte Staaten der Union, Louisiana (dieses hat mit dem 1803 gekauften nur noch den Namen gemein) und Missouri, lagen bereits westlich des Mississippi, in dem Gebiet, das zur

Zeit von Sutters Geburt Frankreich abgekauft worden war. Von diesen beiden war Missouri der jüngste, unberührteste, romantischste und grenzte direkt ans wilde Indianergebiet. In den Staaten selbst gab es keine Rothäute mehr.

Gleich nach seiner Ankunft machte sich auch Sutter nach diesem romantischen Grenzstaat auf. Sein Gebiet, 179791 km², ist etwa so groß wie England und Wales zusammen. Er zählte damals nur dreihunderttausend Einwohner, wovon die meisten in der Stadt St. Louis, auf umliegenden Farmen und in kleinen Ortschaften längs der Ufer des Mississippi und des Missouri-Flusses wohnten. Der Rest war Wildnis. Was zog Sutter dahin? Vielleicht hatte er noch zu sehr Respekt vor der Polizei wohlgeordneter Gemeinwesen. In dem Urwaldstaat konnte er sich sicherer fühlen.

Aber dies war nicht der einzige Grund, warum er nach dem Westen ging. Genau zu der Zeit nämlich, da Sutter in das verhängnisvolle Liebesverhältnis zu Annette Dübeld verwickelt war, hatte ein unpraktischer und romantischer Deutscher aus Rousseaus Schule der Naturverehrung in der fernem Wildnis von Missouri satism verführerische Worte zu Papier gebracht: Briefe an

(Fortsetzung Seite 1071)



Er: «So komm doch endlich herein, das Wasser ist ja gar nicht kalt.»



Sie: «Ach, ich bin so empfindlich, gleich kratzt es mich im Hals und der Husten kommt.»



Er: «Da in der linken Tasche steckt die Gaba-Schachtel. Nimm ein paar!»



Ja, Gaba für den Hals und gegen den Husten.

APERITIF
AMER PICON
Gesund & angenehm.



SCHNARCHE GUT!

Mich störst Du nicht mehr im besten Schlaf, ich habe ja **OHRPAX-Geräuschschützer** im Ohr. Weiche, plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel mit 6 Paar nur Fr. 2.70. Erhältlich in Apotheken und Drogerien



MERANO

GENIEßEN
SIE IM
SEPTEMBER
UND
OKTOBER
DIE GOLDENEN
STRAHEN
DER
HERBSTSONNE
IN

ITALIEN

Die Traubenkur, das elegante internationale Sportleben, die mannigfaltigsten mondänen Veranstaltungen und die genussreichen Promenaden in dem entzückenden, sonnenüberfluteten Kurplatz, sind unvergessliche Erlebnisse, die jung und alt unwiderstehlich locken.

Ein großartiger, bunter Rahmen umgibt die Meraner Turfereignisse, die mit dem Millionenrennen am 2. Okt. ihren Glanzpunkt erreichen.

Höchste Hotelkultur, über 100 Hotels und Pensionen jeder Rangstufe.

Auskünfte und Prospekte durch: **ENIT, Bahnhofstr. 51, Zürich** sowie Azienda Autonoma di Soggiorno, Merano und alle Reisebüros

Leidende Männer

bedürfen bei allen Funktionsstörungen und Schmächezuständen der Nieren einzig die Radionlage des erfahrenen, mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft vertrauten Spezialarztes und legen eine von einem solchen herausgegebene Schrift über Ursachen, Verhütung und Heilung gerätlicher Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Herisau 472

Monique Saint-Hélier Morsches Holz Roman

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von R. J. Humm. Umfang 416 Seiten, Ganzleinen Fr. 8.50

Mit der Dichterin Monique Saint-Hélier erhält die welsche Schweiz nach Ramuz zum zweitenmal eine repräsentative Figur, die sich in den Kreis des europäischen Interesses stellt. Das Eigenartige an dem Buch ist die Kraft, mit der Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaften in jeder Einzelheit vor uns lebendig werden. Die Schilderung des jurassischen Winters wird dem Leser so unvergänglich bleiben, wie die Darstellung der Gemäuer im Lichte des Kamins und der Petrolampe. Dieser Roman wurde von der Schweizerischen Schillerstiftung mit einem Preis ausgezeichnet.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Morgarten-Verlag A.-G.
Zürich

Der neue Microgran



Der feinkörnige Schmalldfilm hat bei allen prominenten Amateurlifern begeisterte Aufnahme gefunden. Wir wissen, daß auch Sie ihn weiterempfehlen werden, wenn Sie selber einmal diesen neuartigen Film probiert haben.

GEVAERT MICROGRAN
16, 9 1/2 und 8 mm
in Tageslichtspulen, Verarbeitung inbegriffen.
Modern eingerichtetes Laboratorium in Basel u. Entwicklungsanstalten über ganz Europa.



Ausführliche Prospekte auf Verlangen.
Gevaert-Agentur Basel 8

seine Freunde in Deutschland voll von überschwenglichen Beschreibungen des berückenden Landes: «Ich verhehle Ihnen nicht, daß das ganze Leben der Bewohner dieser Gegenden mich anfangs in Träumerei versetzte, und noch jetzt, da ich bereits drei Monate Zeit gehabt habe, näher zu prüfen, kommt es mir oft fast als Täuschung vor, wenn ich übersehe, was die Natur hier dem Menschen anbietet . . .»

Des Schreibers Name war Gottfried Duden. Er hatte noch vieles zu sagen über die unvergleichlichen Vorteile des Lebens in der Missourischen Wildnis. Dann aber wurde es ihm im Innersten bewußt, daß er für sein privates Bedürfnis doch eigentlich genug davon habe. Er kehrte also nach Deutschland zurück, veröffentlichte seine amerikanischen Briefe als Buch, und gab so den Anstoß zu der ersten deutschen Massenauswanderung nach Missouri.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Sutter Dudens vielgelesenes Buch kannte, war doch 1832 sogar in St. Gallen auf Veranlassung der Schweizerischen Auswanderungsgesellschaft ein Nachdruck erschienen. So schloß denn auch er sich dem Zuge der Duden-Jünger an, diesen vielfach hochgebildeten Männern, die einträgliche Stellungen aufgegeben hatten, um mit dem jungfräulichen Boden zu ringen und sich einzubilden, wie herrlich das sei. Die bescheideneren Leute nannten die Herren spöttisch «lateinische Bauern».

Mit vier anderen Neulingen, zwei Deutschen und zwei Franzosen, wandte Sutter zunächst durch Pennsylvanien und Ohio nach Cincinnati, und erschien dann im Spätherbst 1834 in den deutschen Siedelungen Missouris. In St. Louis lernte er im Hotel Schwyzerland, das von einem Landsmann an der Front-Straße geführt wurde, ein weiteres Grünhorn kennen, das aus Westfalen stammte. Dieser junge Mann, Johann August Laufkötter, hat später allerlei lästerliche Schreibeereien über Sutter veröffentlicht, aus denen es jedoch möglich ist, einige durchaus glaubhafte und auch von anderer Seite bezeugte Tatsachen herauszulesen.

Sutter hatte aus dem großen Fiasko von Burgdorf, das er natürlich geheim hielt, doch Narben davongetragen. Jetzt, da seine Flucht ihn an den äußersten Saum der Zivilisation gebracht hatte und die tröstliche Wanderschaft zu Ende war, fühlte er sich enturzelt, seelisch verloren. Noch hielt ihn der Gedanke des Bankrotts davon zurück, irgend etwas Neues zu versuchen.

Mit Laufkötter zusammen trat er dem Deutschen Klub von St. Louis bei, «wo er sich bald durch seine Lebhaftigkeit, sein leichtes und einnehmendes Auftreten, seine männliche Persönlichkeit, einen Kreis von Freunden erwarb».

In diesem bunten Kreise machte nun während des Winters 1834—1835 ein imposantes, eben aus Prairie-du-Chien (im Gebiet des heutigen Staates Wisconsin)

angekommenes Individuum gewaltiges Aufsehen. Es gab bekannt, es sei russischer Offizier mit dem Rang eines Obersten und Militärattache beim Preußischen Kronprinzen gewesen. In ihrer Hältlosigkeit verbeugten sich alsbald dieselben deutschen Einwanderer, die eben der Tyrannei kleinlicher Prinzen entflohen waren, vor demjenigen unter ihnen, der einem gekrönten Haupte am nächsten kam. Sie verehrten ihn, vergötterten ihn, machten ihn zum Helden und überhäuften ihn mit liberalen Darlehen, in der Hoffnung, auch fürstlich belohnt zu werden, sobald die glänzenden Unternehmen, von denen der Kopf des Herrn Obersten voll war, ihre Dividenden abwarfen.

So auch Sutter. Was ihn besonders hinriß, war die Tadellosigkeit der höfischen Manieren dieser gesellschaftlichen Leuchte. Indessen entpuppte sich der «Oberst» bald als raffinierter Hochstapler; — aber, so erzählt Laufkötter, der Glanz seiner vornehmen Erscheinung hinterließ in dem jungen, ehrgeizigen Sutter einen unauslöschlichen Eindruck. Er wies den Weg zu bisher ungeahnten Möglichkeiten . . .

Der in Müßigkeit und verschwenderischem Genuß vergangene Winter brachte viele, darunter auch Sutter, in finanzielle Schwierigkeiten. Während des Winters verlegte er seinen Wohnsitz von St. Louis nach dem nahen Städtchen St. Charles, wo sein Freund Laufkötter einen Laden eröffnet hatte, in dem er Lebensmittel und Getränke umsonst beziehen konnte.

(Fortsetzung folgt)

Dreißig Liter Benzin

VON JOSEF ROBERT HARRER

Weithin dehnte sich die schöne toskanische Landschaft. Die Sonne brannte vom Himmel. Als der junge Ingenieur die kleine Ortschaft Grizogno erreichte, beschloß er, Benzin zu fassen. Es war spät am Nachmittag, die Ziegen standen schläfrig in den Gassen umher. Da leuchtete an einer Mauer grell das Wort «Benzin».

Der Ingenieur hielt. Nichts rührte sich. Er hupte dreimal. Da trat ein junges, auffallend schönes Mädchen aus dem Hause und lächelte. Der Ingenieur erwiderte und versuchte mit seinem schlechten Italienisch dem Mädchen zu sagen, daß er dreißig Liter Benzin wünsche. In einem entzückend gebrochenen Deutsch sagte das Mädchen:

«Oh, ich verstehe deutsch. Wieviel Liter wünschen Sie?»
Als er zahlte, fragte das Mädchen:
«Sind Sie nicht durstig? Wir haben einen herrlichen Wermut!»

Gerne folgte er dem Mädchen. Er saß in einer kühlen Stube, trank, er scherzte, er machte unbeholfene Komplimente, über die das Mädchen hell auflachte. Der Wermut, die schwarzen Augen des Mädchens, ihr roter Mund: kurz, plötzlich versuchte er, das Mädchen zu küssen.

«No, no!» rief sie. «Mein Mann kann kommen!»
«Ihr Mann? Sie sind verheiratet?»
«Ehe sie noch antworten konnte, rief eine Männerstimme:

«Marietta, Marietta!»
Sie erschrak und verließ sofort das Zimmer. Wenig später trat ein Mann herein, ein feuriger Toskaner. Er blickte den jungen Ingenieur finster an und sagte:

«Was haben Sie meiner Frau gesagt, daß sie so laut gelacht hat?»

«Ich? Nichts von Bedeutung! Bringen Sie mir lieber noch ein Glas Wermut!»

Nach einer Weile kam der Italiener mit dem Wermut; sein Zorn, seine Eifersucht schienen sich gelegt zu haben. Er nahm neben dem Ingenieur Platz und begann zu plaudern. Da trat wieder Marietta ein.

«Hast du gerufen, Enrico?»
Der Mann beachtete sie nicht. Eben fragte er den Ingenieur:

«Wohin geht die Reise?»
«Vorerst nach Florenz!»
«Da fahren Sie am besten über Balteria! Dort erhalten Sie auch ein wunderbares Nachtmahl! In der Osteria rossa, bei meinem Schwager!»

Marietta hatte sich neben der Türe auf einen Stuhl gesetzt und lächelte hinter dem Rücken ihres Mannes dem jungen Ingenieur zu. Der Italiener drehte sich plötzlich um und rief:

«Verschwinde, du Katze! Sie kann keinen fremden Mann sehen, ohne ihre verwünschten Augen auf ihn zu werfen! Hinaus!»

Der junge Ingenieur, der schon viel von der Eifersucht der Italiener gehört, aber bisher noch nie ein Beispiel miterlebt hatte, lächelte spöttisch und sagte:

«Wenn ich eine Frau wäre, möchte ich nicht mit Ihnen verheiratet sein! Sie sind ja ein zur vierten Potenz erhobener Othello!»

Enrico starrte ihn an, er rollte die Augen. Aber da der Ingenieur zu zahlen verlangte, brummte er nur einige Worte vor sich hin.

Als der junge Ingenieur Grizogno verließ, blickte er vergeblich nach Marietta. Sie blieb verschwunden. Es war ihm zwar, als höre er ihre lauten Rufe; es klang, als schütte sie über irgend jemanden eine Flut von Schimpfworten.

Er war keine vier Kilometer gefahren, als der Wagen plötzlich stehenblieb. Der Ingenieur machte sich daran, den Fehler zu suchen. Er fand die Ursache nicht. Denn daß er kein Benzin mehr im Wagen hatte, daran dachte er nicht. Aber eine Viertelstunde später war er doch darauf gekommen. Er schüttelte den Kopf. Er hatte doch mit eigenen Augen gesehen, wie Marietta 30 Liter Benzin eingefüllt hatte! Was sollte er jetzt beginnen? Bis Balteria waren noch gute acht Kilometer. Und kein Tropfen Benzin! Warum hatte er auch diese fernab von jedem Hauptverkehr führende Straße gewählt? Das kam davon, wenn man seine eigenen Wege fuhr! Aber er mußte warten und hoffen, daß ein Auto kommen werde, dessen Fahrer ihm mit Benzin aushelfen konnte. Der Ingenieur saß am Straßenrand, er verwünschte alle schönen Mädchen und Frauen. Er lachte über seine Verliebtheit, als plötzlich ein weibliches Wesen auf einem Fahrrad näherkam. Er traute seinen Augen nicht. Es war die schöne Marietta. Sie sprang vom Rade, eilte auf ihn zu und sagte:

«Gottlob, daß ich Sie gefunden habe! Oh, ich weiß, daß Sie mich bereits eine Betrügerin genannt haben. Aber

Sie konnten ja auch nicht wissen! Ich habe fast alles Benzin wieder aus Ihrem Auto genommen. Mein Mann muß gesehen haben, daß Sie mich im Zimmer küssen wollten. Als er Sie dann so sehr nach Ihrer Reiseroute ausfragte, schöpfte ich Verdacht. Ich hatte aber keine andere Möglichkeit, Sie zu warnen. Ich mußte verhindern, daß Sie über Balteria fahren. Zum Glück hielt sich mein Mann bei Ihnen im Zimmer auf, so daß ich das Benzin in Eile ausschöpfen konnte. So ist es! Sie müssen Ihre Fahrt über Feldine machen; es ist zwar ein Umweg! In Balteria, in der Osteria rossa, wäre Ihnen manches passiert, man hätte Sie vielleicht beraubt, man hätte Ihnen die Autoreifen zerschnitten, was weiß ich! Mein Mann hat dem Schwager bereits telephonierte!»

Der Ingenieur starrte Marietta an; er lachte und drückte ihre Hand.

«Sie sind eine tapfere, junge Frau! Sie sind schlau! Ich nehme alles zurück, was ich mir bereits gedacht hatte!»
«Ich muß wieder zurückfahren! Mein Mann ist schrecklich eifersüchtig!»

«Und Sie sind so schön, daß . . .»
Er faßte plötzlich nach ihr und küßte sie. Sie schloß die Augen und atmete schwer. Dann riß sie sich los.

«Lassen Sie mich, bitte! Und hier ist das Geld für das Benzin!»

«Wollen Sie mich kränken? Das Geld nehme ich unter keinen Umständen!»

Sie sah ihn hilflos an. Dann bestieg sie ihr Fahrrad und sagte:

«Nun sind Sie geschädigt!»

«Ich habe die schönste Frau Toskanas geküßt!» Sie lächelte, sie winkte und fuhr fort, wieder nach Grizogno zurück, zu dem eifersüchtigen Mann. Der Ingenieur sah ihr verliebt nach.

Eine halbe Stunde später kam ein Auto. Der Ingenieur erhielt nach vielen Bitten, die er mit Lirescheinen unterstützen mußte, einige Liter Benzin. Nun konnte er weiterfahren. Als die Sonne unterging, traf er in Feldine ein. Er übernachtete dort und träumte von Marietta.

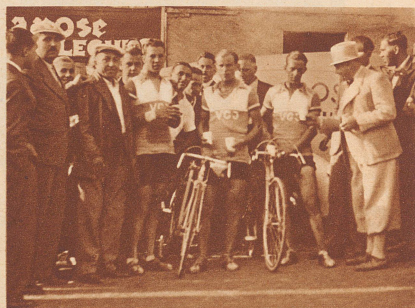
Am Morgen bestieg er wieder sein Auto. Aber statt die Richtung nach Florenz zu nehmen, fuhr er die Straße zurück, den Weg, den er gekommen war. Er mußte Marietta wieder sehen. Daß er sich in große Gefahr begab, das bekümmerte ihn nicht. Vielleicht hatte er das Glück, vielleicht war der eifersüchtige Enrico nicht zu Hause. Ach, er wollte alles dem Zufall überlassen.

Die Sonne schien. Weithin dehnte sich die schöne toskanische Landschaft. Der Ingenieur pfiff ein Lied; das Abenteuer lockte. Er sah sich fast als eine der Hauptgestalten in einer südlichen Oper.

Es war doch wunderbar, die Hauptverkehrswege zu meiden und das Volk zu suchen, das natürliche Volk mit seinen ursprünglichen Leidenschaften. Und was für Augen Marietta machen würde!

Nun hatte er keine fünf Kilometer mehr bis Grizogno. Da stand neben einer Pinie ein Auto. Ein junger Mann winkte ihm.

«Ach, bitte, borgen Sie mir einige Liter Benzin!»



100 Kilometer in 2:21:55,4 Stunden

Eine Leistung, die sogar bei Kennern des Radsportes Zweifel hervorrief, aber an dem Resultat gibt es nichts zu rütteln. Die Siegermannschaft — Veloklub Industriequartier Zürich — im Forsanose-Preis 1938 in Zürich.

100 kilomètres en 2:21:55,4 heures, telle est la magnifique performance réalisée par l'équipe «Veloklub Industriequartier Zurich», gagnante du Prix Forsanose 1938 à Zurich.